

MONICA VON BALLESTREM
Würzburg

EINE VERÄNDERTE GESELLSCHAFT BRAUCHT EINE VERÄNDERTE PASTORAL¹

1. Die Beziehungsdimension – 2. Zur Erfahrungsdimension – 3. Biographie als Ort von Theologie – 4. Praxisaufzeichnungen – 5. Die Bedeutung eigenständiger Strukturen für die Weitergabe des Glaubens – 6. Bewusstseinsbildung

Während einer kirchlichen und gesellschaftlichen Situation, wie sie derzeit in Deutschland herrscht, als Hauptamtliche in einer Gemeinde zu arbeiten, kann neben der Freude, die dies macht, von sehr vielen Fragen begleitet sein. Man kommt ja weder mit fertigen Antworten dazu, was zu tun und was zu lassen ist, aus der Ausbildung, noch kann es genügen, einfach nur zu sagen, man macht alles so weiter, wie es „immer schon“ gemacht wurde. Letztlich soll die Arbeit in der jetzigen Situation sinnvoll sein und Früchte tragen und nicht am Ende noch das verhindern, was heute an menschlichen, spirituellen und kirchlichen Entwicklungen notwendig wäre. In diesen Fragen sind keine Mühen zu scheuen, denn schliesslich es geht um unendlich viel. Es geht um eine christliche Verkündigung, die Menschen die Liebe Gottes, in der sie geborgen sind, wenigstens erahnen, am besten: intensiv spüren lassen soll. Es geht um Hoffnung für unser Leben — und darüber hinaus — und darum, zu ermutigen, sich immer wieder neu auf einen Weg einzulassen, der Leben im Vollsinn bedeutet. Und schliesslich geht es um die Frage, ob es uns gelingt, die „christliche Hoffnungsflamme“ in die nächste Generation weiterzugeben oder nicht.

So tauchte während pastoraler Arbeit in der Gemeinde beispielsweise die Frage auf, ob ich den Menschen aufmerksam genug zugehört habe, um zu erahnen, wo sie stehen, um zu verstehen, was sie beschäftigt. Fühlen sich die Menschen von ihrem Glauben so weit getragen, dass er ihnen zu leben hilft, besonders in schwierigen Lebenssituationen? Erfüllt sie die Hoffnung so sehr, dass sie sie weitergeben können?

Nachdenklich wurde ich beispielsweise einmal, als mir eine Frau, die als sehr aktives Gemeindemitglied galt, erzählte, sie sei völlig hilflos gewesen, als ihr ein

¹ Der Artikel ist eine Zusammenfassung meiner in diesem Jahr erschienenen Dissertation: M. VON BALLESTREM, *Schreiben gegen das Überhören. Für eine plurale und basisorientierte Theologie und Praxis der Kirche*, Würzburg 2003.

schwer krebskranker Bekannter sagte, er hätte Angst vor dem Sterben. Sie meinte, dazu könne sie ihm leider nichts sagen, denn sie sei noch nie gestorben.

Sind vielleicht viele derer, die wir oberflächlich betrachtet, als aktive Gläubige betrachten, eher kirchlich sozialisiert, aber viel weniger, als wir wahr haben wollen, tatsächlich getragen von christlicher Hoffnung?

Solche Zusammenhänge nicht wahrzunehmen und nicht auf sie zu reagieren, kann uns an unserem christlichen Verkündigungsauftrag vorbeigehen lassen, weil es uns davon abhält, danach zu forschen, wie Menschen in ihrer jeweils konkreten Situation tatsächlich Zugang zur christlichen Hoffnung bekommen könnten. Was haben wir, die Hauptamtlichen, heute zu tun, damit Suchende und Fragende eine angemessene Antwort bekommen und was wird Aufgabe aller Getauften und Gefirmten sein?

Doch vor einer Fortsetzung dieser Reflexionen von Erfahrungen zunächst eine Besinnung auf einige theologische Zusammenhänge, die die Notwendigkeit und die Grundlage solcher Beobachtungen und Reflexionen darüber deutlich machen.

1. Die Beziehungsdimension

Entscheidend für das Suchen nach einem lebendigen Weg für unser Wirken in Kirche und Welt ist es, sich bewusst zu machen, wie grundlegend, all das, was für unser Leben und unseren Glauben von Bedeutung ist, mit Beziehungen zu tun hat.

Die Trinität, die als Summe der im christlichen Zusammenhang gemachten Gotteserfahrung gilt, führt uns „Beziehung“ als theologische Grundkategorie vor Augen. Sie ist eine „lebendige Einheit von unterschiedenen, aber prinzipiell gleichberechtigten, Personen“². Die Benennungen der einzelnen göttlichen Personen drücken Beziehungserfahrungen der Menschen mit Gott aus. Gott mit Vater oder Mutter anzusprechen ist eine Beziehungsaussage, eine Aussage von Gott, der „von seinem Wesen her in Beziehung ist“³ Jesus als Sohn Gottes zu bezeichnen, ist nicht eine Aussage über ein biologisches Abstammungsverhältnis, sondern drückt aus, wie eng die Beziehung Gottes zu seiner Selbstaussage in Jesus ist⁴ Bernd Jochen HILBERATH hebt von den vielen Bildern, die es im Verlauf der Theologie und Frömmigkeitsgeschichte vom Heiligen Geist gibt, das vom heilenden Geist besonders hervor, der „Raum gibt, Raum frei macht und so Selbststand und Beziehung, Selbstüberschreitung und Verbindung ermöglicht“⁵

² B.J. HILBERATH, *Im Ursprung ist Beziehung. Die Relevanz des christlichen Gottesbildes für das Leben der Menschen heute*, „Geist und Leben“ (1996), S. 409.

³ *Ebd.*, S. 412.

⁴ Vgl. *ebd.*, S. 414f.

⁵ *Ebd.*, S. 416.

Jesus macht in seiner Kunde vom Reich Gottes „Beziehung“ zur Grundlage für alle Theologie. Mit dieser Verkündigung stellt er nicht sich selbst in den Mittelpunkt, sondern das, was durch unmittelbares Handeln, durch Liebe und Beziehung geschah. In seinen Beziehungen auch zu jenen Menschen, die von der damaligen Gesellschaft, besonders von den „Frommen“ unter ihnen gemieden und ausgestoßen wurden — den Zöllnern und Sündern, den Frauen, Kindern und Kranken — macht er Gottes einzigartige Liebe in Raum und Zeit spürbar. Jesus ließ sich von den Deutungen der Tradition, in der er stand, nicht davon abhalten, Reich Gottes auf diese Weise zu vergegenwärtigen. Dadurch war Reich Gottes nahe⁶

Unser Blick weiter zurück in unsere jüdisch-christliche Geschichte mit Gott zeigt, dass all unser Reden von Gott ursprünglich aus Erfahrungen von menschlichen und transzendenten Beziehungen und deren Reflexionen stammt und damit beziehungs- haft ist⁷. Deshalb beginnt unsere Suche nach Gott damit, menschliche Erfahrungen ernst zu nehmen⁸. Immer wieder ist zu fragen, welche Stellung der Mensch aufgrund unseres Redens von Gott bekommt und welche Auswirkungen es auf Beziehungen untereinander hat. Wird beispielsweise eine erhabene Gottheit verehrt, gänzlich jenseits menschlicher Bedingungen, könnte eine solche Rede von Gott Isolierung, Über- und Unterordnung und Zuwendung allenfalls in herablassender Form nahe legen⁹

Das jüdische Gottesbild sieht im Gegensatz hierzu die auf Gegenseitigkeit beruhende Beziehungen zwischen Menschen und Gott und den Menschen untereinander als zentral an. Das Alte Testament ist durchzogen von einer Beziehungsgeschichte zwischen Jahwe und den Menschen. In Ex 3,14 stellt sich Gott als Jahwe vor, als: „Ich werde für euch da sein, als der ich für euch da sein werde“ also in seinem tiefsten Wesen als beziehungs- haft. In seinen Taten, wie der Befreiung Israels aus Ägypten erweist Jahwe seinen Beziehungswillen. Auf den Bund, den Jahwe anbietet, lässt sich das Volk Israel ein, indem es aneinander gerecht handelt. Die 10 Gebote sind ein „Dokument“ des Bundes zwischen Gott und Israel und nur aus dieser Beziehung heraus zu verstehen. Jahwe ringt immer wieder um sie. Er handelt nicht isoliert, sondern mit den Menschen. Unter den Menschen soll es so gerecht zugehen, wie Jahwe an seinem Volk handelt. Martin BUBER betont die Gegenseitigkeit dieser Beziehung, da sie die freiwillige menschliche Antwort erfordert¹⁰

Da auf solchem Glaubens-Boden unsere Theologie steht, geht es in pastoralem Wirken vor allem um gegenseitige Wahrnehmung in Beziehungen und damit um jene Erfahrungen, die von je her Ausgangspunkt von Theologie waren.

⁶ Vgl.: C. HEYWARD, *Und sie rührte sein Kleid an*, Stuttgart 1992⁴, S. 98f; O. FUCHS, *Heilen und Befreien. Der Dienst am Nächsten als Ernstfall der Kirche und Pastoral*, Düsseldorf 1990, S. 22f.

⁷ Vgl. HEYWARD, *Op. cit.*, S. 48.

⁸ Vgl. *ebd.*, S. 37.

⁹ Vgl. *ebd.*, S. 43, 77.

¹⁰ Vgl. M. BUBER, *Ich und Du*, Gerlingen 1994¹², S. 23ff.

2. Zur Erfahrungsdimension

Mit seiner Eröffnungsrede des Konzils weist uns Papst JOHANNES XXIII. mit grosser Intensität darauf hin, dass nunmehr die Erfahrungen heutiger Menschen wahrzunehmen sind, um zu wissen, wie die christliche Botschaft heute in rechter Weise zu verkünden ist. In den Texten des II. Vaticanums wird dieser Zusammenhang immer wieder aufgegriffen, besonders deutlich in der Pastoralkonstitution *Gaudium et spes*:

Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihrem Herzen seinen Widerhall fände (GS 1).

Theologie, insbesondere die Praktische Theologie, muss also menschliche Erfahrung und soziale Wirklichkeit untersuchen. Darin ist sie auf die Zusammenarbeit mit Sozialwissenschaften angewiesen. Sie muss allerdings deren jeweilige Optionen daraufhin überprüfen, ob sie mit jenen der Theologie kompatibel sind. Beispielsweise kann Forschung nicht mit dem Ziel geschehen, das Handeln in allgemeingültige Gesetze zu fassen und die Menschen, die man beobachtet, unter dem Gesichtspunkt ihrer möglichen Beherrschung wahrzunehmen. Vielmehr sind die, die erforscht werden, als Handelnde anzuerkennen, die selbst ihr Handeln beurteilen können, selbst Hypothesen bilden und aufgrund eigener Erfahrung den Forschenden widersprechen können. Ihre Würde ist zu achten und sie sind also als gleichberechtigte Partnerinnen und Partner anzuerkennen¹¹. Dies gilt speziell für jene, die in der Position der Schwachen sind. Sie sind in besonderer Weise als urteilsfähige Partner anzuerkennen. Erst im Miteinander-Handeln ist eine gemeinsame Handlungsorientierung zu finden und Identität zu gewinnen¹² Und erst, wenn dieses Miteinander auch in der Struktur kirchlichen Handelns verwirklicht ist, wurde von „subtil manipulativen Formen machtförmigen Denkens“¹³, das ein solches Miteinander verhindert, wirklich Abschied genommen.

3. Biographie als Ort von Theologie

Was wir im Alten Testament von Jahwe erfahren, stammt aus der konkreten Geschichte, die das Volk Israel mit ihm gemacht hat. Anderes als diese von Menschen

¹¹ Vgl. H. PEUKERT, *Was ist eine praktische Wissenschaft? Handlungstheorie als Basistheorie der Humanwissenschaften. Anfragen an die Praktische Theologie*, in: O. FUCHS (Hrg.), *Theologie und Handeln. Beiträge zur Fundierung der Praktischen Theologie als Handlungstheorie*, Düsseldorf 1984, S. 66ff; vgl. auch: A. SCHÜTZ, *Wissenschaftliche Interpretation und Alltagsverständnis menschlichen Handelns*, in: DERS., *Gesammelte Aufsätze*, Bd. I: *Das Problem der sozialen Wirklichkeit*, Den Haag 1971, S. 4.

¹² Vgl. PEUKERT, *Art. cit.*, S. 78.

¹³ *Ebd.*

erzählten Erfahrungen steht uns nicht zur Verfügung. Nicht „Gott an sich“, nicht innergöttliche Geschehnisse, wie bei den Stammesvölkern in Mythen, bei den Ägyptern und den Mesopotamiern in einem Anfangsmythos als sakralem Königtum sind die biblische Weise von Gott zu reden. Vielmehr ist das Erzählen einfacher Menschen, von ihrem Handeln und Leiden, ihren Grundkonflikten und Nöten, von dem allmählichen Entstehen ihrer Gemeinschaft gleichzeitig ein Erzählen von Gott und seinem Handeln. An die Stelle der Theogonie rückt die Ethnogonie. Anders als ungeschichtliche Götter, die abbildhaft in Götterbildern dargestellt werden, handelt Jahwe geschichtsmächtig. Er ist deshalb in der konkreten Geschichte erfahrbar und nicht von ihr zu lösen¹⁴

Jesus macht in seiner eigenen Biographie Gott für die Menschen erfahrbar. So sie sich mit ihren eigenen Biographien an seiner orientieren, ihm nachfolgen, wird dies für sie zur Möglichkeit, Gott zu erfahren und ihn für die Mitmenschen erfahrbar werden zu lassen.

Christlicher Glaube lässt sich als ein Traditionsprozess aus gemeinsamem Erfahren und Handeln bezeichnen. Nach genauerer Wahrnehmung ist hier eine Einschränkung zu machen, denn nur ein geringer Teil aller gemachten Glaubenserfahrungen geht in das ein, was „gemeinsam geteilter Glaube“ genannt wird. Die meisten Glaubenserfahrungen gehen nämlich verloren, werden vergessen, verdrängt oder auch überarbeitet. Welche Erinnerungen vergessen und welche überliefert werden — und in welcher Form — ist abhängig von unterschiedlichen Faktoren. Ein wesentlicher davon ist die Tiefe der Glaubenserfahrung. Die Auferstehungserfahrung der Jünger und Jüngerinnen Jesu und die auf sie folgende intensive Missionspraxis ist ein Beispiel dafür. Doch spielen auch Macht und Ohnmacht, Interessen und Prestige eine entscheidende Rolle¹⁵

Ein anschauliches Beispiel für Bearbeitung, Verdrängung und Veränderung von Traditionsgut ist die Bibel. Die Exegese untersucht diesen Prozess mit ihren Methoden. Sie stellt fest, dass manche Geschichten aufeinander Bezug nehmen oder sich ergänzen, in manche ursprüngliche Geschichten fließen neue Glaubensdeutungen mit ein. Manche werden neu oder anders interpretiert oder auch eliminiert. Die Feministische Theologie beispielsweise beschäftigt sich kritisch historisch und epistemologisch mit den verdrängten Glaubenserfahrungen von Frauen¹⁶ Aber auch all die anderen mündlich überlieferten und lokalen Erinnerungen gehören eigentlich zum Glaubensinhalt, nicht nur die lehramtlich verkündeten und theologisch rezipierten, nicht nur die der berühmten Heiligen, sondern auch die Perspektiven, Hoffnungen

¹⁴ Vgl. S. KLEIN, *Theologie und empirische Biographieforschung*, Stuttgart 1994, S. 16ff.

¹⁵ Vgl. *ebd.*, S. 25.

¹⁶ Die androzentrische Tradierung hat sie weitgehend eliminiert. Sie sind nur mehr in geringen Spuren vorhanden und selbst dann in androzentrischen Überarbeitungen. Nahezu die gesamte Glaubenstradition ist durch männliche Sichtweisen und Interessen geprägt. Ihre Glaubenswelt wird generalisiert und als „muster-gültig“ weitergegeben (vgl. *ebd.*, S. 25f.).

und Handlungsstrategien der unrühmlich Gescheiterten. Wenigstens exemplarisch-musterhaft sollte ihr Glaube im Wissensbestand des Glaubens aufgehoben sein¹⁷

Doch im Rückblick und im Erfassen der Vergangenheit allein lässt sich Glaube nicht erforschen. Es geht um eine gemeinsame Weltdeutung im Glauben, die nicht nur mit den Toten erfolgt, denn auch mit den noch nicht Geborenen stehen wir in einem unmittelbaren Handlungszusammenhang. Ihre Lebensmöglichkeiten hängen davon ab, ob es uns gelingt, die Welt im Glauben in einer Art zu deuten, die es uns ermöglicht, ihn weiterzugeben.

4. Praxisaufzeichnungen

Nun hat die Praktische Theologie sehr genau wahrzunehmen was unter Menschen innerhalb und außerhalb von Kirche und Gemeinde geschieht, ist es doch einerseits eine ihrer wesentlichen Aufgaben, Studierende für die Praxis auszubilden. Andererseits hat sie das Ihre dazu beizutragen, Menschen zur „Reich-Gottes-Praxis“ zu befähigen. Wäre praktisch-theologische Forschung und Lehre nicht derart praxisorientiert, gliche sie einem niemals landenden Fallschirmspringer. Praktische Theologie wäre in Gefahr, Forderungen aufzustellen, ohne sich um die Bedingungen ihrer Erfüllung zu kümmern. Jene, die dringend auf der Suche nach den nächsten Schritten in ihrer pastoralen Praxis sind, würden mutlos werden, denn ihnen würden weitere Lasten auferlegt. Die Pastoraltheologen und Pastoraltheologinnen verschwendeten so mit nutzlosen Behauptungen ihre eigene Zeit und Kraft und die jener, die sich in ihren Anstrengungen der alltäglichen Praxis in der Hoffnung auf Rat und Hilfe an sie wenden. Wird die Anstrengung, praxisbezogene Theologie zu treiben, auch immer bescheidenes Stückwerk bleiben, ist sie doch wie ein Talent, das auch dann, wenn es nur eines ist, nicht vergraben werden darf (vgl. Mt 25,25ff.).

Im Rahmen derlei Bemühungen sind beispielsweise detaillierte Registrierung, Aufzeichnungen über das, was in Gemeinden, in pastoraler Praxis konkret geschieht, erforderlich. Damit solche auch nur einen annähernden Eindruck vermitteln, nehmen sie einen breiten Raum ein, wie er einem Artikel wie diesem nicht zu Verfügung steht. Sie deshalb aber ganz auszulassen, würde bedeuten, die praktische Ebene zu verlassen und unkonkret zu werden.

Wenigstens in Andeutungen werden deshalb im Folgenden einige Praxis-Ausschnitte einer Gemeinde dargestellt. Zunächst ist darüber nachzudenken, wie es für Hauptamtliche einer Gemeinde zu Begegnungen kommen kann, die sie erahnen lassen, wie es um Menschen eines bestimmten Gebietes wirklich steht. Denn ohne Zweifel, lassen sich in einer Gemeinde oder in jedem anderen Praxisfeld immer solche finden, die genau jene Meinung haben, die Hauptamtliche ohnehin hören

¹⁷ Vgl. *ebd.*, S. 26.

wollten, und sie in vorgefassten Meinungen bestätigen. Das Gespür für die Buntheit und Vielfalt einer tatsächliche Situation zu entwickeln — also auch das nicht auszublenzen, was ratlos macht, was zwingt einzugestehen, dass bisher vertraute Vorgehensweisen nicht mehr sinnvoll erscheinen, was das Gefühl gibt, völlig überfordert zu sein und nicht zu wissen, wie der Weg weitergehen soll und was der eigene Beitrag dazu sein könnte — verlangt sicherlich nach einer Bewusstseinsbildung und ist letztlich nicht anders denn als geistliche Aufgabe zu bewältigen.

4.1. Erfahrung während der Erstkommunionvorbereitung

Der Prozess der Erstkommunion-Vorbereitung ist in vielen Gemeinden in Deutschland für Hauptamtliche einer Gemeinde eine Gelegenheit, sehr unterschiedlichen Menschen zu begegnen. Dies gilt nicht nur für Menschen, die sich als feste Mitglieder der Gemeinde empfinden. Auch für jene, die sich von der Gemeinde bereits weitgehend verabschiedet haben, hat die Feier der Erstkommunion oftmals einen hohen Stellenwert. Allerdings hat er für sie oft eine andere Bedeutung als die, die die Seelsorger und Theologinnen ihnen gerne nahe bringen würden (Bei vielen Eltern ist es nicht etwa plötzlich intensives Interesse an der Gemeinde oder am Sakrament als Zeichen einer stufenweisen Eingliederung in die Gemeinde, das sie dazu bringt, sich auf den Prozess einer Vorbereitung einzulassen und es ist auch nur selten das Bedürfnis nach einer Wegzehrung auf einem Glaubensweg, für den man sich entschieden hat).

Die Erstkommunion-Kinder werden in kleinen Gruppen von eigens dafür vorbereiteten Eltern begleitet. Neben dieser Vorbereitung der Eltern gibt es eine Art Vorbereitung aller Eltern in Kleingruppen an Abenden, die von ihnen mal mehr mal weniger angenommen werden.

Als Leiterin solcher Elternabende achtete ich zunehmend darauf, die Eltern selbst zu Wort kommen zu lassen, nachdem ich jahrelang erlebt hatte, wie wenig die theologischen Einführungen und Vorträge vor großen Gruppen von Eltern bewirkt hatten. Nicht anregende Diskussionen folgten auf sie. Nur wenige wagten es und waren im großen Kreis fähig, ihre Meinung, oder auch nur Fragen auszusprechen. Und das viele Ungesagte machte manche Eltern verständlicherweise aggressiv.

Für einen der Abende, wie wir sie nun hielten, hatte ich einen Fragebogen vorbereitet zum Thema: „Wer ist Jesus für mich?“ Ich wollte die Antworten nicht selbst geben, sondern den Eltern Gelegenheit geben, sich über ihren eigenen Stand bewusst zu werden und ihn, soweit sie wollten, miteinander auszutauschen. Mit weiteren Vorträgen hätte ich ihnen immer wieder vermittelt, dass sie nur fähig seien, sich belehren zu lassen, selbst aber nichts an Glaubenserfahrung und -wissen zu bieten hätten. Bei den Eltern bewirkt es kaum je eine Vermehrung des Glaubens und des Glaubenswissens, sondern meist ein Abschalten, in dem sie alles über sich ergehen lassen, ohne selbst aktiv und kreativ zu werden.

Eine der anwesenden Mütter reagierte sofort sehr ungehalten, als sie das Blatt erhielt. Sie wolle es auf keinen Fall ausfüllen und schon gar nicht darüber reden. Schließlich würde sie mich kaum kennen und auch die anderen in der Runde viel zu wenig, um solch ein persönliches Thema zu besprechen. Die Erklärung, dass es nicht darum ginge, sie zu kontrollieren, sondern sich selbst über den eigenen Glauben klar zu werden und die Bitte, nicht mehr mitzuteilen, als sie selbst wollte, beruhigte sie nicht. Nach einer Weile des Diskutierens bat ich die Eltern, doch in das Thema einzusteigen. Der ärgerlich gewordenen Mutter sagte ich, es stünde ihr frei, den ganzen Abend zu schweigen und nur zuzuhören. Entgegen meiner Erwartung entstand sofort ein sehr intensives Gespräch, das weitaus persönlicher war, als im Fragebogen angefragt. Auch die kritische Mutter beteiligte sich intensiv daran. Am Ende eines langen Abends meinte sie schließlich, sie wolle sich entschuldigen, denn sie sei mit ganz falschen Vorstellungen zu dem Abend gekommen. Sie sei anfangs darüber empört gewesen, überprüft zu werden, obwohl doch schon die Anmeldung ihrer Tochter zu Vorbereitung der Erstkommunion zeigen würde, dass ihr Glaube und Kirche etwas bedeuteten. Jetzt hingegen sei sie sehr beeindruckt davon, wie unerwartet interessant dieser Abend mit all den Beiträgen der anderen Eltern gewesen sei. Der Mutter, die sie vor diesem Abend gewarnt hätte, würde sie dies mitteilen.

Diese Mutter drückte mit ihren anfänglichen Ressentiments aus, was manche andere vielleicht nicht zu sagen wagten. Die Ressentiments sind mit einem Bild von Kirche verbunden, in dem sie die Empfangenden waren, solche die Vorschriften einzuhalten haben und darin überprüft werden, ob sie sie beherzigen. Dank der Offenheit der Mutter, die trotz ihrer großen Skepsis bereit war, von ihrer ursprünglichen Sicht abzuweichen, wurde es möglich, an diesem Abend bereits — wenn auch noch sehr anfänglich — eine andere Art von Kirche zu praktizieren. Die Eltern selbst nämlich erzählten sich — wahrscheinlich zum ersten Mal in ihrem Leben-, von ihren Glaubens- und Unglaubenserfahrungen und überraschten und bereicherten sich gegenseitig. Das, was sie sich gegenseitig geben konnten, interessierte sie, so wie es aussah, weit mehr als jeder Vortrag es hätte tun können. Denn nun sprachen Frauen und Männer wie sie von ihren Glaubenserfahrungen, und sie taten es nicht deswegen, weil sie von Berufs wegen „mussten“. Ich selbst schwieg die meiste Zeit, erzählte gelegentlich von eigenen Erfahrungen, fasste manchmal zusammen oder fügte eine Information hinzu, wenn sie mir für den Augenblick geeignet erschien, versuchte für eine Atmosphäre zu sorgen, die Raum für diese Art von Austausch gab.

Zwar spricht das II. Vaticanum vom gemeinsamen Priestertum, aber die Definition allein macht Menschen in Gemeinden noch nicht ihre Fähigkeiten bewusst und sie lässt sie ihre Anlagen dazu noch nicht entwickeln. Wie würde es auf Dauer noch mehr möglich sein, nicht nur sporadisch Räume zu schaffen, in welchen die Einladung „selbst geistbegabt und Kirche zu sein“ entdeckt, erfahren, praktiziert werden konnte? Und wie würde dies sich verwirklichen lassen, ohne zu vereinnahmen, vielmehr Menschen die Freiheit zu lassen, sich für oder gegen einen solchen Weg zu entscheiden?

Wenn wir Hauptamtliche in der Erwartung solcher Geistbegabungen unter den Menschen an unsere Arbeit herangehen, werden wir diese wohl auch eher wahrnehmen. Dazu mehr in einem weiteren Beispiel:

4.2. Begegnung im Altenheim

Nach einem Abend-Gottesdienst, den ich in einem Altenheim gehalten hatte, beschwerte sich eine fast 90-jährige Bewohnerin darüber, dass ich keine Psalmen mit ihnen gebetet hätte. Ich erwähnte den im Ablauf enthaltenen langen Psalm und wir kamen ins Gespräch. Dabei stellte sich heraus, dass sie sich einen ganz bestimmten Psalm gewünscht hätte. Deshalb schlug ich ihr nun vor, den Psalm für den nächsten Abend-Gottesdienst selbst auszuwählen. Als ich sie vor dem nächsten Gottesdienst aufsuchte, hatte sie eine Bibel vor sich liegen und den gewünschten Psalm aufgeschlagen. Dazu erklärte sie mir, warum ihr gerade dieser Psalm besonders wichtig war. Da sie nun so auf meinen Vorschlag reagiert hatte, brachte mich das auf die Idee, sie zu fragen, ob wir den nächsten Gottesdienst nicht von Anfang bis Schluss gemeinsam vorbereiten könnten. Dies lehnte sie zunächst ab und meinte, mit so etwas hätte sie keine Erfahrung, hätte es noch nie gemacht und könne es nicht. Nach einigem Hin und Her einigten wir uns darauf, dass sie sich soweit ihr das möglich war, Gedanken machen könnte, und ich würde dann ergänzen, was noch fehlte. Bei unserem ersten derartigen Vorbereitungstreffen konnte ich feststellen, dass sie mit großer Begeisterung Bibelstelle, Psalm und Gebete zusammengestellt hatte. Im Gespräch über ihre Vorbereitungen erfuhr ich, aufgrund welcher Erfahrungen sie sich zu diesen Texten entschieden hatte und wie sie sich auf ihr eigenes und das Leben der anderen Heimbewohnenden bezogen. Aus ihnen konnte ich meine Ansprache machen. Als ich sie erstaunt fragte, wie es käme, dass sie als Katholikin sich in der Bibel so zuhause fühlte, erzählte sie mir mit verschmitztem Lächeln, dass sie schon als junge Frau in der Bibel gelesen und sich ihre eigenen Gedanken dazu gemacht hätte.

Einige Jahre arbeiteten wir so in Vorbereitung und Durchführung der Gottesdienste zusammen. Bei jeder Verabredung für die nächste Vorbereitung musste ich ihr allerdings versichern, dass sie abspringen könne, falls sie sich an dem Tag der Vorbereitung nicht wohlfühlen sollte. Immer wieder erzählte sie mir, dass sie eigentlich jedes Mal zunächst das Gefühl gehabt hätte, sie könne diesmal nicht vorbereiten. Wenn sie dann aber daran gegangen sei, hätte es ihr sogar sehr gut getan.

Wäre ich nicht grundsätzlich der tiefen Überzeugung, dass es unentdeckte Talente unter den Menschen gibt, wäre mir vielleicht nicht aufgefallen, dass sich hinter der Beschwerde der Dame ein solches Talent verstecken könnte. Spätestens die Absicht, Menschen zu nichts zu drängen, hätte mich daran gehindert, unerbittlich zu sein. Um ihre Kompetenz einbringen zu können, brauchte die Dame aber jemanden, der sie ihr trotz ihrer anfänglichen Ablehnung, Verantwortung zu übernehmen, zutraute. Bisher hatte ich eine Rolle, die die Heimbewohnenden zum Konsumieren verdammt. Mit meiner weitaus geringeren Lebenserfahrung setzte ich Menschen, die so viel mehr davon hatten, möglicherweise sogar Ungeeignetes vor. Weil mir dies immer unangenehmer wurde, wurde ich hellhörig. Jetzt half diese Dame, eine Brücke zu den Erfahrungen der älteren Generation herzustellen. Die Abendgottesdienste erschienen mir nun ihrer Situation viel angemessener und sie waren zudem für mich nicht mit mehr, sondern mit weniger Vorbereitungsarbeit verbunden.

4.3. Erste kleine Schritte in die Eigenständigkeit

Wenn eine Erstkommunion gefeiert war und die Elternabende als Teil der Vorbereitung aufhörten, gab es immer wieder Eltern, die das bewegte und die deshalb

laut darüber nachzudenken begannen, wie und was von den Erfahrungen fortgeführt werden könnte.

So rief mich einige Wochen nach einer Erstkommunionfeier eine der Mütter an und meinte, das was mit der Vorbereitung angefangen hätte, dürfe jetzt nicht einfach so abrupt aufhören. Sie frage mich deshalb, ob es möglich wäre, ein Nachtreffen zu organisieren, um gemeinsam über die zurückliegende Vorbereitung zu reflektieren. Ich fragte sie, ob es ihr um ein einmaliges Treffen ginge oder darum, eine neue Gruppe zu gründen. Darauf meinte sie, sie hätte jetzt zwar noch nicht unmittelbar an eine Gruppe gedacht, aber es wäre schön, wenn man den Wunsch nach einer neuen Gruppe, den sie wie ich wüsste ohnehin hätte, damit verbinden könnte. Also holte ich meinen Kalender und wir suchten nach einem uns günstig erscheinenden Termin.

Die Nachbesprechung kam zustande. Die 7 Mütter, die gekommen waren, wollten viele kleine Details der Feier besprechen und erst kurz bevor die Runde sich auflöste, kam die Sprache auf eine mögliche Fortsetzung der Abende. Manche zögerten bei dem Gedanken an einen regelmäßigen Termin in ihrem Kalender. Einige wenige stürzten sich sofort in die Planungen und fanden die Vorstellung, sich nun in relativer Eigenverantwortlichkeit zu treffen und einen lange gehegten Wunsch endlich umsetzen zu können, sehr bewegend.

Die kleine Gruppe von Müttern, die daraufhin zusammenkam, tauschte sich aus über das, was die Einzelnen gerade beschäftigte und machte dann eine Bibel-Meditation. Obwohl es für alle Anwesenden in dieser Intensität eine erste Erfahrung war, konnten sie sich auf den Umgang mit der Bibel einlassen. Anschließend bestätigten sie sich, sie seien sehr erstaunt, dass eine Beschäftigung mit einem Schrifttext soviel mit dem eigenen Leben zu tun haben könnte und sie nun sehr gestärkt wieder auseinander gehen würden. Ein weiterer Termin wurde ausgemacht und es wurde verabredet, wer die heute nicht Anwesenden, aber an der Gruppe Interessierten, verständigen würde.

Solche Treffen sind sehr kleine Anfänge, doch sind sie bedeutsam, weil mit ihnen Gemeindemitglieder beginnen, organisatorisch und geistlich eigenständige Schritte zu gehen. Es war immer wieder vielerlei, was zu Initiativen dieser Art führte. Da gab es einmal bereits einige basiskirchliche Gruppen in der Gemeinde und das, was Mitglieder dieser Gruppen anderen erzählten. Manche hatte dies neugierig gemacht. Wenn in den Elternabenden das Gespräch darauf kam, was mit dieser Gemeinschaft gemeint sei, die in der „Kommunion“ gefeiert würde, hatte ich häufig darauf verwiesen, wie notwendig es sei, dass sie in der Gemeinde gelebt würde und zwar in einer ihnen gemäßen Weise. Manchmal ließ ich bereits Raum für erste Ansätze einer Bibel-Meditation. Schrifttexte wurden gemeinsam gelesen und Stille gehalten mit dem Verweis darauf, dass uns Gott durch diesen Text in unserer jetzige Lebenssituation begegnen und etwas sagen könnte. Gerade dies gab einigen, wie sie sagten, bereits einen Vorgeschmack von dem, was dann in einer Gruppe stattfinden und sie sehr lohnenswert machen könnte. Immer wiederl sagten dann Eltern nach solchen Abenden, sie seien sehr müde gekommen und würden jetzt zu ihrem eigenen Erstaunen erfrischt und mit mehr Energie und Zuversicht nach Hause gehen.

So groß aber bei einigen Menschen die Sehnsucht danach ist, Zugang zu geistlicher Nahrung zu bekommen, etwas von der letztlichen Geborgenheit zu erfahren, sich mit Gleichgesinnten auszutauschen, sie ist für die meisten nicht formulierbar und

es ist unvorstellbar, wie und wo sie Zugang zu diesen ersehnten Dingen bekommen könnten. In den Gottesdiensten ist zwar immer wieder die Rede von ihnen. Aber die Atmosphäre und die große Entfernung von ihrer tatsächlichen Lebenserfahrung lässt ihnen Schrifttexte, Gebete und Predigten oft nicht zur „Nahrung“ werden. Um aber Kirche nicht wie ein Theater-Stück zu empfinden, in dem man selbst keine Rolle — außer allenfalls der zuschauenden — zu spielen hat, ist wohl eine Extra-Anstrengung notwendig. Sie sollte helfen, eine Brücke in dieses Stück schlagen, über die die Einzelnen gehen können, wenn sie wollen. Gemeint ist beispielsweise die bereits genannte „Bewusstseinsbildung“, die den Gläubigen die Gelegenheit verschaffen könnte, ihre Kompetenzen, ihre damit verbundene Verantwortung, das Miteinander und den eigenen Zugang zu Gottes ausgestreckter Hand zu entdecken. Bevor näher darauf eingegangen wird, wie dies aussehen könnte, zunächst noch einmal einige Hinweise zu den bereits hier immer wieder angedeuteten, zunehmend wichtiger werdenden Gemeindestrukturen. Ihr Aussehen und ihre Entstehungsbedingungen wären ein unumgängliches Thema bei einer Bewusstseinsbildung.

5. Die Bedeutung eigenständiger Strukturen für die Weitergabe des Glaubens

In der Bundesrepublik Deutschland wurde seit Ende der 60er Jahre die Kirchenzugehörigkeit offensichtlich immer weniger selbstverständlich. Die Gründe dafür sind nicht nur innerkirchlicher, sondern hauptsächlich gesellschaftlicher Art.

Karl RAHNER beklagte bereits Anfang der siebziger Jahre in einer Situationsanalyse zur Vorbereitung der Würzburger Synode die fehlende Wahrnehmung der geschichtlichen und gesellschaftlichen Situation und deren theologische Deutung unter Bischöfen und Priestern. Sie sei die Voraussetzung, sich den aktuellen Aufgaben zu stellen¹⁸. Ein gesellschaftlich verfasstes Christentum, das nur im Verborgenen und entgegen gefährlichen Protest öffentlich abgelehnt werden konnte, so Rahner, sei nur mehr in Restbeständen zu finden. Doch war die „homogene Christlichkeit der früheren Kultur und Gesellschaft (...) einfach ein Stück der Homogenität der Kultur und Gesellschaft profaner Art“¹⁹. Sobald diese profane homogene Gesellschaft verschwindet, verschwindet auch das von ihm gestützte traditionelle Christentum. In gewissem Sinne stand es immer im Gegensatz zum eigentlichen Wesen des Glaubens. Christlicher Glaube im eigentlichen Sinne bedeutet nämlich eine Entscheidung für Gott und seinen Anruf. Wird eine solche Entscheidung der Gesellschaft übergeben und nicht in kritischem Abstand zu ihr gefällt, lässt sich nicht von einer eigenen Entscheidung reden²⁰.

¹⁸ Vgl. K. RAHNER *Strukturwandel der Kirche als Chance und Aufgabe (Neuausgabe mit einer Einführung von Johann Baptist Metz)*, Freiburg im Br.–Basel–Wien 1989, S. 29f.

¹⁹ *Ebd.*, S. 34.

²⁰ Dennoch lässt sich festhalten, dass in den letzten Jahrhunderten einer profan-homogenen Gesellschaft auch überzeugendes Glaubensengagement und echtes Lebensbeispiel zu finden waren, und Glaubensweitergabe nie ausschließlich ein profan soziologisches Phänomen war (vgl. *ebd.*, S. 44).

Jenen, die im Zurückgehen des traditionellen Christentums die Wirkung finsterrer Mächte zu erkennen meinen, ist deshalb zu entgegnen, dass die Voraussetzung, die die Gesellschaft für ein traditionelles Christentum geschaffen hatte, nie eigentlich notwendige Voraussetzung für ein wahres Christentum und wahre Kirche war.

Haben sich also Kirchenmitglieder nie ausdrücklich für den christlichen Glauben entschieden, sich nur eben auch nicht gegen ihn gewehrt, haben sie sich oft weit weniger, als wir es wahr haben wollen, existentiell mit der christlichen Botschaft auseinandergesetzt. Sie sind dann auch weniger als uns meist bewusst ist, von der Hoffnung und Geborgenheit dieser Botschaft tatsächlich getragen.

Wir befinden uns — so Rahner — in einer Übergangszeit von einer mit der homogenen profanen Gesellschaft korrespondierenden „Volkskirche“ zu einer Kirche, die getragen ist von einer „Gemeinschaft der Glaubenden“. Letztere haben sich in kritischer Distanz zu dem allgemeinen Glauben und Meinen ihrer Umwelt für Glaube und Kircheng Zugehörigkeit entschieden²¹. Wird Kirche nicht mehr von der Gesellschaft getragen, ist sie wesentlich nur mehr da zu finden, wo sich Menschen aus eigenen Stücken für Glaube und Kirche entscheiden und auf solch eine Entscheidung vorbereitet sind²².

Das Handeln der Verantwortlichen²³ muss deshalb von dieser Übergangssituation geprägt sein. Ist es das nicht, konzentrieren sich beispielsweise Amtsträger auf jene Menschen, die ihr Christsein noch in der traditionellen Weise verstehen und leben wollen und sprechen von der „kleinen Herde“ der noch Getreuen. Sie übersehen dabei aber all die anderen Menschen, die längst Antworten auf ganz neue und andere Fragen bräuchten und die Notwendigkeit, andere Verantwortungsstrukturen entstehen zu lassen. Allzu oft verteidigen und rechtfertigen dann Amtsträger mit dem Bestehenden sich selbst, genauer ihre Rolle und Position, die ihnen in einem traditionellen Christentum vertraut geworden ist und in der sie sich eingerichtet haben²⁴.

²¹ Vgl. *ebd.*, S. 35.

²² Immer ist Rahner dabei der Geschenkcharakter des Glaubens bewusst. Denn bevor sich der Mensch für den Glauben entscheiden kann, erging der Ruf Gottes an ihn als vorausgehende Gnade (vgl. K. RAHNER, *Grundkurs des Glaubens, Einführung in den Begriff des Christentums* [8. Aufl. der Sonderaufl. von 1984, 1. Aufl. 1976], S. 122f, bes. 124). Heute zeigt sich, dass jene, die sich mit einer solchen Entscheidung überfordert fühlen, oftmals Zuflucht bei fundamentalistischen Gruppierungen suchen. Mehr hierzu in Anm. 43.

²³ Nach LG 31 tragen alle Christgläubigen Verantwortung, hier aber sind die hauptberuflich Verantwortlichen gemeint.

²⁴ Was Rahner zu den Amtsträgern sagt, gilt heute auch für hauptamtliche Laien. Wo man sich meist unbewusst noch in einem alten Kirchenbild bewegt, übernehmen sie die Funktion besagter Amtsträger in der Meinung, etwas ganz Neues und Anderes zu tun, nur weil sie ihre Aufgabe nun als Laien tun. Mangels Bewusstwerdung ihrer tatsächlichen Situation und einer Vision für eine neue Kirche meinen viele Laien, sich ausschließlich so in ihrem Beruf profilieren zu können. Doch erfolgt eine solche Profilierung auf Kosten notwendiger Fortentwicklung der Kirche und Gemeinde. Die alte Kirchenstruktur wird so lediglich mit anderen Personen fortgesetzt, denn letztlich liegt wieder die gesamte Verantwortung

Um der heutigen Aufgabe gerecht zu werden, haben Amtsträger nicht nur Überkommenes zu verteidigen, sondern „mindestens ebenso sehr das Recht und die heilige Pflicht, Vorsorge dafür zu treffen, daß die Kirche in einer kommenden Situation bestehen kann. Nehmen diese Träger des Amtes und die sich mit diesen nur allzu leicht identifizierenden frommen Christen diese ebenso wichtige, wenn nicht viel wichtigere Aufgabe der Vorsorge genügend wahr? Fragen sie nicht fast instinktiv zuerst, wenn etwas Neues vorgeschlagen und gefordert wird, ob und wie dieses mit der bisherigen Übung und Überlieferung vereinbar sei?“²⁵ Wenn deshalb Aussagen auf ihre „Rechtgläubigkeit“ hin überprüft werden, sollte bedacht werden, ob diese Verkündigung vielleicht jene ist, die geboten ist, wenn christlicher Glaube nicht mehr gesellschaftlich abgestützt sein wird. Noch immer scheint es aber so zu sein, dass das Gewohnte als das Orthodoxe gilt und Erprobtes mehr überzeugt, als das „unerprobte Neue“ Soll aber das „Alte“, das es tatsächlich zu erhalten gilt, nicht verloren gehen, wird es nur dann mehr als ein Postulat werden, wenn der Entschluss gefasst wird, tatsächlich das zu tun, das notwendig ist, um die Zukunft zu bestehen. Das aber wird nur dann möglich, wenn es uns gelingt, uns selbstkritisch gegen einen „sehr problematischen Konservatismus“ zu wehren²⁶

Für die Kirche ist es wichtiger, einen „Menschen von morgen für den Glauben zu gewinnen, (...) als zwei von gestern im Glauben zu bewahren, die Gott mit seiner Gnade auch dann retten wird, wenn eine heutige und morgige Weise der Glaubensverkündigung sie eher verunsichert“²⁷ Es genügt deshalb nicht, beschwichtigend zu sagen, das eine sei zu tun, ohne das andere zu lassen, denn durch die bewahrende Defensive werden Kräfte verbraucht, die für offensives Zugehen auf Menschen und Neuaufbrüche, und seien sie nur im bescheidenen Umfang, dringend benötigt werden.

Da ein solcher Weg großen Widerspruch erfahren wird und viel Mut erfordert, muss auch das Profil derjenigen, die Verantwortung in pastoraler Arbeit übernehmen, entsprechend sein.

Wenn man in nächster Zukunft unter mehreren Männern einen tüchtigen Pfarrer oder Bischof suchen will, müßte man nicht so sehr fragen, ob der Kandidat sich sehr reibungslos in den herkömmlichen Betrieb der Kirche eingefügt hat, ob er gut das geleistet hat, was man von den herkömmlichen Verhaltensmustern eines kirchlichen Amtsträgers her von ihm zu erwarten pflegt, man müßte vielmehr fragen, ob es ihm schon einmal gelungen sei, sich bei „Neuheiten“ Gehör zu verschaffen und wenigstens einen oder zwei solcher „Neuheiten“ zu Christen zu machen (...)²⁸

für Glaube und Kirche bei wenigen Experten, während das Kirchenvolk weitgehend passiv und empfangend ist. Vgl. hierzu auch P.M. ZULEHNER, J. FISCHER, M. HUBER, „*Sie werden mein Volk sein*“ *Grundkurs gemeindlichen Glaubens*, Düsseldorf 1985, S. 39ff. Zulehner spricht in diesem Zusammenhang immer wieder vom „pastoralen Grundschisma“ (*ebd.*, S. 40 *et passim*), das durch das Hinzukommen von Laien im hauptamtlichen Dienst lediglich fortgesetzt wird, solange es nicht einher geht mit der Partizipation des Volkes an der gemeinsamen Verantwortung als Kirche.

²⁵ RAHNER, *Strukturwandel der Kirche als Chance und Aufgabe*, S. 38f.

²⁶ Vgl. *ebd.*, S. 40.

²⁷ *Ebd.*, S. 65.

²⁸ *Ebd.*, S. 46.

Glaube und Kirche werden in Zukunft nicht durch das Bestehen eines Amtes da sein und nicht mehr von der Gesellschaft getragen sein. Kinder werden nicht mehr einfach den Lebensstil ihrer Eltern übernehmen, was zur Folge hat, dass auch durch Religionsunterricht der Glaube nicht an Kinder herangetragen werden kann. Glaube und Kirche werden darum sehr wesentlich von der Glaubensentscheidung Einzelner abhängig sein. Karl Rahner schlussfolgert deshalb: „Die Kirche der Zukunft wird eine Kirche sein, die sich von unten her durch Basisgemeinden freier Initiative und Assoziation aufbaut. Wir sollten alles tun, um diese Entwicklung nicht zu unterbinden, sondern zu fördern und sie in die richtigen Bahnen zu leiten“²⁹ Christlicher Glaube wird nur weitergegeben werden können, wenn es konkrete christliche Gemeinde gibt, die vorlebt, was mit Christentum gemeint ist. Weder die Anerkennung des Evangeliums noch des Amtes in apostolischer Sukzession stehen solch einer neuen Weise Kirche zu sein im Wege. Im Gegenteil: Basisgemeinschaften können als notwendige Fortentwicklung unserer Kirchengeschichte gesehen werden, die durch das Amt zu unterstützen ist. Territorialgemeinden müssen keineswegs abgeschafft werden, können vielmehr Ausgangspunkt für die Entwicklung von Basisgemeinschaften sein, werden sie doch in irgendeiner Weise territorial mitbestimmt sein, wenn auch nicht mehr die ganze Bevölkerung gesellschaftlich und territorial abdecken³⁰

Die Basisgemeinschaften sollten untereinander vernetzt sein. Dafür werden sie die Hilfe des Amtes der Kirche benötigen. Auf Dauer werden sie nur lebensfähig sein, wenn Freiheit und Geist einerseits und Institution andererseits in der Kirche aufeinander ausgerichtete Größen sein können. Es braucht diese Basisgemeinschaften, weil in ihnen der „Raum für jene Liebe zum fernen Nächsten, die weder bloß spontane Sympathie noch die institutionalisierbare Gerechtigkeit ist“³¹

Franz-Xaver KAUFMANN sieht unter der immer noch ansehnlichen Oberfläche der Kirche in Deutschland eine „Tradierungskrise des Glaubens“³² Kirchliche Bindungen wie religiöses Wissen und „die Gebetsfähigkeit als Gottes- und Selbstanahme“³³ sind in einer Weise rückläufig, die das Reden von einem „Traditionsabbruch“ nicht übertrieben erscheinen lassen. Hier von „Säkularisierung“ zu sprechen, erscheint Franz-Xaver Kaufmann als Verharmlosung der in den letzten Jahrzehnten beobachtbaren Entwicklung. „Der Begriff der Säkularisierung beinhaltet eine Ver selbständigung und thematische Reinigung des religiösen Bereichs, bei gleichzeitiger

²⁹ *Ebd.*, S. 129.

³⁰ Haben Basisgemeinschaften Dauer, Struktur und Festigkeit erreicht, haben sie — so Rahner — das Recht, als Grundelement der Kirche anerkannt zu werden. Das bedeutet, sie müssen über eine „Sympathiegruppe“ hinausgewachsen sein und als Ortskirche die wesentlichen Grundfunktionen der Kirche tragen (organisierte Verkündigung, Sakramentenspendung) und Ort der Eucharistiefeyer sein (vgl. *ebd.*, S. 130).

³¹ *Ebd.*, S. 153.

³² F.-X. KAUFMANN, *Über die Schwierigkeit des Christen in der modernen Kultur*, in: N. KLEIN U.A. (Hrg.), *Biotope der Hoffnung*, Olten 1988, S. 113.

³³ *Ebd.*, S. 114.

Freisetzung der übrigen Gesellschaftsbereiche vom Kontrollanspruch der kirchlich verfaßten Religion³⁴. Die Sozialisationsbedingungen der gegenwärtigen Gesellschaft verhindern die „festere Identifikation mit irgendwelchen Werten“³⁵ und gefährden damit auch die Tradierung des Christentums.

Gegenwärtige Seelsorge geht weitgehend an der nachwachsenden Generation vorbei. „Aktivitäten mit Erlebniswert“ (soziale Engagements, Wallfahrten, Bauprojekte) haben einen großen Stellenwert, wenn es darum geht, Jugendliche an qualifizierte religiöse Erfahrungen heranzuführen. Niederschwellige Angebote, wie „Stadtkirchen“ und auch Initiativen mit Bewegungscharakter (Kirchenvolksbegehren) sind durchaus positiv zu bewerten. Manche Theologen und Soziologen erkennen in ihnen eine wesentliche Richtung für die Gegenwart und Zukunft der Kirche. Für Franz-Xaver Kaufmann jedoch haben derartige „lebensweltliche“ Erfahrungen lediglich propädeutischen Charakter. Sie sind nicht bereits als Glaubenserfahrung im christlichen Sinne zu bezeichnen, sondern können zu einer *b e d e u t s a m e n V o r b e r e i t u n g* dessen werden, was zu folgen hat, damit das zur Tradierung des Glaubens Notwendige geschehen kann.

Die Tradierung von Sinngehalten setzt aus soziologischer Sicht personalisierte soziale Beziehungen voraus. Wertübernahme erfolgt in der Regel durch Identifikation mit als vorbildhaft erlebten Personen oder Gruppen. Die Tradierung christlicher Sinngehalte ist somit an näher zu bestimmende kommunikative Voraussetzungen gebunden, welche in der Regel am ehesten in kleingruppenhaften Gebilden herstellbar sind. Bereits Schulklassen dürften hierfür in der Regel zu groß sein. Es zeigt sich also, daß die Tradierung des Christentums an die nachfolgende Generation auf die Bildung sozialer Gruppen angewiesen ist, innerhalb deren christliches Gedankengut als sinnstiftend erfahren wird. Spätestens an dieser Stelle wird deutlich, daß hier jeder bürokratische Kontrollanspruch versagt und sich eine Notwendigkeit von Eigeninitiativen „an der Basis“ ergibt, wobei mit den religiösen Sozialisationsleistungen der Familie aus mancherlei Gründen immer weniger gerechnet werden kann³⁶.

Jene, die mit Christentum etwas im Sinn haben, stehen deshalb vor der entscheidenden Aufgabe „Erfahrungsräume des Christlichen“³⁷ herzustellen. Vornehmlich sei dies — so Kaufmann — Aufgabe der Laien, denn sie wirken in den für die Erfahrung des Christlichen entscheidenden Bereichen des implizit christlichen Zusammenlebens³⁸.

Für die Weitergabe der christlichen Botschaft ist Verbindlichkeit notwendig, die gesellschaftlich nicht eingefordert wird. Die Weitergabe des Glaubens wird demnach nur dort gelingen, wo Menschen widerstandsfähig sind gegen die herrschenden Ten-

³⁴ F.-X. KAUFMANN, *Wie überlebt das Christentum*, Freiburg im Br. 2000, S. 11.

³⁵ DERS., *Über die Schwierigkeit des Christen in der modernen Kultur*, S. 126.

³⁶ DERS., *Kirche begreifen. Analysen und Thesen zur gesellschaftlichen Verfassung des Christentums*, Freiburg im Br. 1979, S. 142f.

³⁷ DERS., *Über die Schwierigkeit des Christen in der modernen Kultur*, S. 128.

³⁸ In Deutschland hat sich ein stark verrechtlichtes Kirchenverständnis, in dem die Hauptamtlichen — ob Kleriker oder nicht — das Sagen haben, durchgesetzt. Gerade das, was öffentlich repräsentiert wird, ist aber für das Ergriffenwerden durch die christliche Botschaft nicht förderlich.

denzen der Gesellschaft. Eine Kirche, die auf diese Weise Gestalt gewinnt, schafft für Unentschlossene und Suchende Raum, christliche Werte und christliche Hoffnung zu erfahren und kann „Zeichen und Werkzeug“ für die Einheit der Menschen und die intensive Beziehung zwischen Gott und Mensch werden (vgl. LG 1).

Auch ganz andere Schlussfolgerungen aus der gegenwärtigen kirchlichen und gesellschaftlichen Situation sind zu vernehmen. Michael N. EBERTZ beispielsweise gibt einen Denkanstoß für kirchlich Verantwortliche³⁹. Darin empfiehlt er, auf die erschwerenden Umstände, die er als „Gegenwind“ bezeichnet, zu reagieren, und Kirche als „Kommunikation und Organisation der christlichen Botschaft“ neu zu orientieren. Näherhin bedeutet dies, sie solle sich nicht einigeln, d.h. alles beim Alten lassen, allenfalls Änderungen an der Peripherie vornehmen und sie solle sich nicht „durchwursteln“, indem sie es allen recht macht, ohne Konzept spontan sich ergebende Chancen nutzt und sich mit dem gesellschaftlichen Kontext arrangiert. Vielmehr sollte man eine Option zur Selbsterneuerung fällen. Der Gegenwind wird als Aufwind genutzt, indem man sich durch die gesellschaftlichen Veränderungen nicht zum Rückzug zwingen lässt. Es sei Abstand zu nehmen von der Vorstellung von einem nomozentrischen Modell von Religion, das gesamtgesellschaftlich verbindlich ist. Dies tut man, indem man sich wegbewegt von einer Gemeindepastoral hin zu einer „Kommunikationspastoral der Zwischenräume“⁴⁰. Diejenigen, die sich die Basis der Kirche nicht anders vorstellen können „denn in der Sozialgestalt einer flächendeckenden parochialen Gemeinde der konzentrischen Kreise“ führten Kirche in eine Milieuverengung. Sie seien weiter zu entwickeln zu einer Kommunikationspastoral in Ebenen zwischen oder jenseits der Grenzen der Kirchengemeinden. Diese neuen pastoralen Orte sollten niederschwellige Angebote machen für unterschiedliche Milieus. Die Biographie und Lebenslage der Einzelnen sollte ernst genommen werden.

Die niederschweligen Angebote als Kontaktmöglichkeiten mit der christlichen Botschaft und mit der Kirche sind ohne Zweifel notwendig. Doch erscheint M.E. Ebertz, Denkanstoß die Verantwortlichen dazu zu ermutigen, sich in eine Angebotsorganisation zu verwandeln, die von Hauptamtlichen und Spezialisten und Spezialistinnen aufrecht erhalten wird. Kirche wird so zu einem Konsumgegenstand, zu einem Dienstleistungsbetrieb für die Sinnfindung. Sie würde dann nicht mehr von jenen, die dazu gehören, gelebt, sondern von jenen, die ihr meist unverbindlich oder nicht angehören bezahlt. Sie bezahlen ein Produkt, das einige wenige Kirchenspezialisten und — spezialistinnen anbieten. So würde aber das Schisma, wie es vor dem II. Vaticanum

³⁹ Siehe hierzu: M.N. EBERTZ, *Kirche im Gegenwind. Zum Umbruch der religiösen Landschaft*, Freiburg im Br. 1997, S. 140–145.

⁴⁰ *Ebd.*, S. 141. Beispiele für innerkirchliche Zwischenräume sind für ihn Autobahnkirchen, kirchliche Verbände, Akademien, Exerzitienhäuser, Klöster und Ordenshäuser, City-Pastoral, Passantenpastoral, Kindergärten; Beispiele außerkirchlicher Zwischenräume: Pastoral bei Gefangenen, Campenden, bei den Medien, bei Touristen, Kranken, Schülern, in der Kur usw.

bestand, das zwischen Klerikern, die die Heilsgüter verwalten und Laien, die sie empfangen, in anderer Weise fortgesetzt. Wir würden nicht den entscheidenden Fortschritt machen, sondern einen Rückschritt, der die Tradierbarkeit des Glaubens ernsthaft gefährden würde.

Ebertz stellt ein Bild von Gemeinde dar, wie es in der Realität zu häufig existiert und sicher keine Antwort auf heute sehr bedrängende Fragen ist. Indem er dann diese Form der Gemeinde ablehnt, lehnt er Gemeinde an sich ab. Damit lehnt er aber auch die Entwicklungsfähigkeit von Gemeinde, die Zukunftsfähigkeit von in verbindlicher Gemeinschaft gelebter Kirche und damit Kirche ab, wie sie für die Tradierung des Glaubens unabdingbar wäre.

Die Frage, wo Hauptamtliche und Spezialisten und Spezialistinnen ihre permanente Erfahrungsquelle haben, bleibt unbeantwortet. Sie haben ihre Kraft ja nicht nur aus Prinzip oder aus Freundlichkeit zu „Kunden und Kundinnen“, sie brauchen sie nicht nur in einem Moment, sondern in den verschiedensten Lebenssituationen. Immer wieder neu sind sie auf Erfahrungen angewiesen, die aus Meditation, Gebet und verbindlichen Beziehungen stammen. Es scheint zudem, als könnten nur mehr Professionelle im Vollsinn Kirche sein. Die anderen leben nicht etwa, sondern konsumieren Kirche. Gibt es diese gelebte Kirche als metanoia-geprägte, in freiwilliger Verbindlichkeit gelebte Glaubensgemeinschaft aber nicht mehr, wird das „Personal“ über kurz oder lang nichts mehr zu geben haben und dann würden auch die Menschen, denen die Angebote gelten, verkümmern.

Menschen systematisch mit Glaubenszusage und Lebensbewältigung zu bedienen, könnte die Unselbständigkeit zum System machen und damit Menschen demütigen mit ihrer angeblichen Unfähigkeit und dem angeblichen Fehlen ihrer — ihnen doch in der Taufe zugesagten — Geistbegabung.

Kirche wird es in Zukunft nicht deshalb geben, weil die Ansprüche an sie klar und unmissverständlich formuliert wurden. Ansprüche, mögen sie auch noch so evangeliumsbezogen sein, erdrücken und machen mutlos, ja, sind sinnlos, wenn sie nicht verbunden sind mit der Erfahrung von Gemeinschaft, die lebensfördernde Gottesbeziehung lebt. Wo kein entschiedener Einsatz für die Regeneration und Neuentstehung solch gemeinschaftlicher Substanz der Kirche geleistet wird, wird sie in Zukunft nicht mehr existieren und werden alle Ansprüche an sie ins Leere gerufen werden. Mit einem derartigen Einsatz ist nicht gemeint, eine vergangene Sozialform von Kirche wieder neu zu beleben, es ist nicht eine zentralistische und nicht eine fundamentalistisch-evangelikale Kirche gemeint. Vielmehr ist nun eine Gestalt von Kirche gefragt, die weitaus mehr von der aufeinander bezogenen und miteinander vernetzten Eigenständigkeit ihrer Mitglieder lebt. Es geht um eine weitsichtige, gesunde, großzügige, lebenspraktische und zutiefst spirituelle Weise, Kirche und Gemeinde zu sein. Es geht um eine Kirche, die widerstandsfähig ist, wenn Leben in jeglicher Form bedroht ist und die zu Kommunikation und Handeln mit der heutigen Welt tauglich ist, weil sie sich gegenseitig aus gemeinsamer Verbindung zur

Mitte tragen. So kann sie Sakrament sein für den Gott, der mit uns geht und dem wir am Herzen liegen.

Auf dem Weg zu einer solchen Kirche müssen wir uns immer wieder in — auf den ersten Blick — gegensätzlichem Tun bewegen. So wurde in den bisherigen Ausführungen beispielsweise einerseits von der Notwendigkeit der Entstehung verbindlicher Gemeinschaften für die Tradierbarkeit des Glaubens gesprochen. Sie sind erforderlich, weil dort „das Feuer gehütet“ werden kann, das dann an andere weiter zu geben ist. Andererseits sollte es in den Gemeinden aber auch Raum für jene geben, die sich in anderer Weise, in unterschiedlicher Distanz und Nähe an Kirche beteiligen oder Kirche sein wollen. Ob Kirche an einem Ort gelingen kann, hängt also einerseits davon ab, ob verbindliche, „das Feuer hütende“ Gemeinschaften entstehen, andererseits davon, ob wir es schaffen, in einer pluralen Gesellschaft plurale und untereinander „vernetzte“ Kirche zu sein⁴¹. Nur so werden Menschen und ihre Entscheidungen in der heute erforderlichen Weise ernst genommen. Nur so können in Menschen die ihnen zugesagten Geistbegabungen auftauchen, auf dass sie sie entfalten. Da in heutiger, und noch mehr in der kommenden Gesellschaft, Kirchenghörigkeit die Entscheidung Einzelner voraussetzt, erfordert sie ihre Entscheidungsfähigkeit. Wesentliche Aufgabe von Priestern und allen Hauptamtlichen ist es deshalb nicht, lediglich Menschen zu rekrutieren, sondern zu solcher Entscheidungsfähigkeit zu begleiten⁴². Die veränderte Gesellschaft verlangt von uns also eine veränderte Weise hauptamtlicher pastoraler Arbeit.

Wenn Kirche nicht mehr gesellschaftlich getragen ist, gibt es die Möglichkeit, sich für sie zu entscheiden, allerdings nur mehr dort, wo verbindlich Kirche gelebt wird, dort also, wo „das Feuer gehütet“ wird. Andere können dann zunächst unverbindlich hinzukommen, sich wärmen und entscheiden, in welcher Nähe und Distanz zur Kirche sie sich aufhalten wollen. Gibt es indes niemanden mehr, der Glaube verbindlich lebt, „hütet also niemand das Feuer“, haben noch Unentschiedene nicht mehr die Möglichkeit, sich je nach Lebenssituation und Glaubensentwicklung für die jeweilige Nähe und Distanz zu etwas zu entscheiden, das nicht mehr da ist. So notwendig also die Möglichkeit ist, sich frei entscheiden zu können für den eigenen Weg innerhalb und mit der Kirche: sie setzt das Vorhandensein verbindlicher Kirche voraus. Zu ihr kann man dann auch aus der Entfernung wieder hinzustoßen.

All das, was zu pluraler und verbindlicher Kirche gesagt wurde, verweist auf einen weiteren Gegensatz, in dem man sich zu bewegen hat: Hauptamtliche in der

⁴¹ Reflexionen zur Eucharistiefeier als Vernetzungs-Feier einer pluralen Situation, siehe: VON BALLESTREM, *Op. cit.*, S. 355ff.

⁴² Diese Notwendigkeit, sich entscheiden zu müssen, bringt heutzutage viele Menschen in Bedrängnis. Manche schließen sich deshalb fundamentalistischen Gruppierungen an. Denn von Priestern, die sie dort finden, erfahren sie, wie sie meinen, „wo es lang geht“ Das quälende eigene Nachdenken und die damit verbundene Verunsicherung wird ihnen abgenommen (siehe hierzu auch: RAHNER, *Strukturwandel der Kirche als Chance und Aufgabe*, S. 40ff. *et passim*). Solche Befindlichkeiten sind ernst zu nehmen und warnen davor, Menschen in ihrer Entscheidungsfindung im Stich zu lassen.

Pastoral haben zwar einerseits einzelne Menschen zu begleiten, andererseits aber auch die Entstehung von Strukturen heutiger — möglichst eigenständiger — Kirche. Bereits in der Begleitung einzelner Menschen sollten diese, wenn möglich, nicht nur „versorgt“ werden. Begegnungen können immer auch eine Chance sein, gegenseitig zu entdecken, was Gott mit einem vorhat, dies gilt also nicht nur für die Begleiteten, sondern auch für die Begleitenden. Gelingt es glaubenden Menschen, sich in verschiedensten Formen zusammenzutun, um sich in geeigneter Weise auf einen verbindlichen Weg als Kirche zu machen, entlastet das Hauptamtliche zwar, doch sind die Anfänge solcher Kirchenentwicklung zarte Pflanzen, die zu hegen und pflegen sind. Meist sind sie für alle Beteiligten Neuland, in dem viel Hoffnungsvolles zu erleben ist. Doch immer tauchen auch Schwierigkeiten auf, die zu bewältigen sind, um nicht nur zu beginnen, sondern auch auf dem Weg bleiben zu können. Die Begleitung neuer Strukturen ist somit für alle Beteiligten ein intensiver Lernprozess, der zusätzliches Fachwissen erfordert⁴³ und viel Umsichtigkeit, gesunden Menschenverstand und tiefe Spiritualität.

All das und noch mehr als in solch einem Artikel anzuführen ist, wird eine Rolle spielen, wenn Bewusstseinsbildung für heutige und morgige Kirche geplant und angegangen wird.

6. Bewusstseinsbildung

Hauptamtliche können die Verantwortung und Kreativität der Gläubigen nur stärken, wenn sie sie diese Verantwortung tatsächlich übernehmen lassen und ihnen mit ihrer Hauptamtlichkeit nicht im Wege stehen. Ergreifen Hauptamtliche für alles selbst die Initiative, behalten sie alle Fäden in der Hand bei Durchführung und Planung, sprechen sie Gläubigen ihre Fähigkeiten ab, ja lassen ihre Charismen gar nicht erst auftauchen.

Pastoralarbeit wie praktisch-theologische Forschung sollte all ihre differenzierte Wahrnehmung der Menschen nicht betreiben, um sie dann um so besser zu „versorgen“ oder gar zu manipulieren, sondern möglichst, um besser eine Menschen- und Kirchenentwicklung ermöglichende Selbstdisziplin üben zu können. Intensivere Wahrnehmung der Menschen, ihrer Fähigkeiten und der Zusammenhänge ihres Lebens als Einzelne und ihren Beziehungen kann dann auch dazu führen, dass ich als Hauptamtliche nun sehe, wo meine Arbeit gar nicht notwendig ist, ja wo gar andere

⁴³ Zu solchem Fachwissen zählen beispielsweise Grundkenntnisse in systemischer Psychologie wie in Gruppendynamik, Kenntnisse von Erfahrungen anderer in basiskirchlicher Entwicklung, Kenntnisse und Erfahrungen in der gemeinschaftlichen Weise, die Bibel auf dem Hintergrund des eigenen Lebens zu meditieren (vgl. zu letzterem: O. HIRMER, G. STEINS, *Gemeinschaft im Wort. Werkbuch zum Bibel-Teilen*, München 1999; O. HIRMER, *Sie werden auf meine Stimme hören*, München–Aachen–Wien–Stuttgart 1991, H. 1–5; J. O’HALLORAN, *Small Christian Communities. Vision and Practicalities*, Dublin 2002; VON BALLESTREM, *Op. cit.*, S. 533ff [Schriftmeditation und -reflexion bei gemeinsamen Treffen]).

für manches viel geeigneter sind, als ich es wäre. Die intensivere Wahrnehmung der Menschen kann zur Weise werden, herauszufinden, welchen Weg Gott mit uns gehen will und schließlich zu einer Weise, Gott zu inkarnieren.

Konrad BAUMGARTNER betont, dass geistgeschenkte Charismen uns die entscheidenden Impulse zur Evangelisierung der heutigen und morgigen Welt geben⁴⁴ „Gemeindefortbildung und Gemeindefortbildung müssten überhaupt viel mehr bei den vorfindlichen Charismen ansetzen und nicht bloß bei «vorhandenen Aufgaben», für die jemand gefunden werden muß. (...) Welch eine ganz anders geartete Vitalität und Echtheit würde sich da entwickeln, vor allem auch ein je unterschiedliches, eigenes Profil der verschiedenen Gemeinden aufgrund der unterschiedlichen Charismen“⁴⁵ Die hier gemeinte Bewusstseinsbildung betrifft also nicht nur die Laien, sondern auch die Priester und alle Hauptamtlichen. Sie kann nicht einfach verordnet, nicht als eine dann anwendbare Technik erworben werden, sondern hat etwas mit aufrechter Gottes- und Menschenbeziehung, mit Berufung, Kirchengenese und Herzenswandlung zu tun.

Bewusstseinsbildung ist notwendig, weil die Rede des II. Vaticanums von der „gemeinsamen Verantwortung aller Gläubigen“ (vgl. LG 32) ohne sie Papier bleibt und in Kirche und Gesellschaft keine Früchte tragen kann. Einmal gemachte Kirchengenerfahrungen haben sich nahezu immer so tief in Menschenseelen eingegraben, dass eine neue Perspektive von Menschen kaum wahrgenommen und schon gar nicht realisiert werden kann. Immer wieder gleitet man in die alten Bilder zurück, immer wieder wird jede weitere Beurteilung und Planung mit Wahrnehmungsrastern vorgenommen, die dem alten Kirchenbild entstammen, indem man sich von Priestern und Ordensleuten versorgen und sie die Verantwortung für die Kirche mehr oder weniger alleine tragen ließ. Dabei geht es ja nicht darum, um jeden Preis etwas Neues zu beginnen, sondern darum, die Kirche zu werden, die für die heutige Zeit geeignet ist, die es uns ermöglicht, in heutiger Zeit und in heutigen Bedingungen Glaube, Hoffnung und Liebe zu leben und zu verkünden. Wo Strukturen, Weisen der Verkündigung, Verantwortungsverteilung dies verhindern, sind sie zu verändern, um ihre Funktion wieder erfüllen zu können. Kirche sollte jeweils zu ihrer Kenntlichkeit verändert werden. Hat man nicht wahrgenommen, wo bisherige Weisen und Strukturen der Kirche dies nicht mehr können, hat man auch kein Verlangen nach einer Veränderung. Und hat man keine Gelegenheit, von einer neuen, heute angemessenen Weise Kirche zu sein zu „kosten“, ihre Kraft und ihren Segen zu erfahren, greift man wieder auf die alten Bilder zurück. Eine vage Unzufriedenheit mit überkommenen Weisen Kirche zu sein, die nicht in die konkrete Suche nach

⁴⁴ Vgl. K. BAUMGARTNER, *Charismen in der Gemeinde — Apostolat für die Welt*, in: A. SCHIFFERLE (Hrg.), *Pfarrei in der Postmoderne? Gemeindebildung in nachchristlicher Zeit* (FS Leo Karrer), Freiburg im Br.-Basel-Wien 1997, S. 63.

⁴⁵ K. BAUMGARTNER, *Diakonie im Geist. Charismen und ehrenamtliche Dienste in der Kirche*, in: DERS. (Hrg.), *Gemeinde gestalten*, Regensburg 1999, S. 45.

neuen Bildern und das konkrete Experimentieren neuer Formen Kirche zu leben mündet (dort können dann auch die nun erforderlichen Fähigkeiten eingeübt werden), greift mangels Alternativen unwillkürlich immer wieder auf die alten Bilder, Verhaltensweisen, Rollen und auf alte Verantwortungsverteilungen zurück. Manche wird gar eine mangelnde Kirchen-Perspektive dazu bringen, in Distanz zur Kirche zu gehen und sie zu belassen wie sie ist, ohne den Versuch gemacht zu haben, an einer positiven Veränderung mitzuwirken⁴⁶

Bewusstseinsbildung ist also notwendig, weil Kirche sich in ihrer Sozialgestalt nicht „einfach“ entwickeln wird, und nicht ohne Optionen, ohne entschiedenen Einsatz für das, was heute geboten ist, lebensnotwendige Entwicklungen nehmen wird⁴⁷

Zu denken ist an implizite Bewusstseinsbildung, die nicht ausdrücklich organisiert wird, sondern in den ohnehin stattfindenden Veranstaltungen Begegnungen, Sitzungen, Gottesdiensten und Predigten möglich ist. Wenn ein Gemeindemitglied sich beispielsweise beklagt, „die Kirche solle sich endlich um die neu angekommenen Asylanten kümmern“ und mit „Kirche“ ausschließlich die Hauptamtlichen meint, lässt sich antworten: „Wer ist für Sie diese Kirche, die reagieren soll? Sind wir das nicht alle, die wir getauft sind?“ In Predigten braucht nicht nur die persönliche Gottesbeziehung angesprochen zu werden. Es würde den Gläubigen etwas vorenthalten, würde man ihnen die Geistbegabung verschweigen, die ihnen geschenkt wurde, und ihre damit verbundene Verantwortung für eigenständige Strukturen, die für eine Weitergabe des Glaubens erforderlich ist. Bereits erwähnt wurde die Möglichkeit der Bewusstseinsbildung in der Arbeit mit Erstkommunion-Eltern. Auch in der Schule kann von der Kirche erzählt werden, die dort lebendig ist, wo Glaube unter den Menschen gelebt wird und nicht ausschließlich dort, wo amtliche Kirche anwesend ist.

Mit expliziter Bewusstseinsbildung sind Veranstaltungen gemeint, die in Diözesen, Dekanaten, Seelsorgeeinheiten, Gemeinden eigens für jene organisiert werden, die sich dazu entschieden haben, sich zu informieren oder auch bereits dazu, einen neuen Weg einzuschlagen und sich dafür stärken und informieren wollen. Es sollte allerdings nicht erwartet werden, dass Menschen nach derartigen Wegen fragen, wenn deren Möglichkeit nicht in ihren Vorstellungen ist⁴⁸. Da Kirchenwerdung zwar auch

⁴⁶ Vgl. O. FUCHS, *Vorwort zur Übersetzung*, in: A. PRIOR, *Kirche als Gemeinschaft von Gemeinschaften. Unterwegs zur Pfarrgemeinde der Zukunft*, S. 7.

⁴⁷ Die Dringlichkeit für eine Fortentwicklung der Kirche drückte Johannes XXIII. in seiner Eröffnungsrede für das II. Vatikanische Konzil mit dem oft zitierten Bild vom „Sprung nach vorwärts“ (*balzo innanzi*) aus. In der von ihm selbst stammenden italienischen Fassung und der deutschen Übersetzung kommt das Bild vor, nicht jedoch im lateinischen Text, den der Papst schließlich vortrug. Dort ist von einem „neuen Bemühen“ (*novo studio*) die Rede (vgl. H. KRÄTZL, *Im Sprung gehemmt*, Mödling 1998³, S. 19, Anm. 10).

⁴⁸ Es ist wie bei einem Menschen, der physisch grundsätzlich die Möglichkeit und Fähigkeit hätte, eine Bewegung auszuführen, diese Fähigkeit aber verliert, wenn er sie lange Zeit nicht ausgeübt hat. Dieser Mensch braucht ein besonderes Training, um die Bewegung tatsächlich und nicht nur theoretisch aus-

Organisation erfordert, sich aber nicht einfach nur organisieren lässt, bestehen Veranstaltungen zur Bewusstseinsbildung nie nur aus Planen und Informieren. Letztlich ist sie ein Weg, der nur hörend genommen werden kann, hörend auf die Menschen und auf Gott, der uns versprochen hat, mit uns auf dem Weg zu sein und besonders da bei uns ist, wo wir uns in seinem Namen versammeln (vgl. Mt 18,20).

Nowe społeczeństwo wymaga nowego duszpasterstwa

Streszczenie

Decyzja o przynależności do Kościoła i do wiary chrześcijańskiej podejmowana była w wielu miejscach i przez stulecia nie przez jednostkę, ale przez społeczność bądź przez środowisko, z którym jednostka czuła się związana. Przemiany społeczne, który dokonały się w Niemczech, podważyły tę zasadę i sprawiły, że decyzję podejmować musi znowu pojedynczy człowiek. Aktywność duszpasterska, jak i badania teologiczne powinny wyciągnąć wnioski z zaistniałej sytuacji i pomóc człowiekowi w podjęciu dojrzałej decyzji dotyczącej wiary.

Podstawę dla osobistych decyzji o własnej wierze stanowią przestrzenie, w których doświadczyć można wiary przeżywanej wspólnotowo. Okazuje się, że każde nasze mówienie o Bogu ma charakter relacyjny, ponieważ pochodzi z pierwotnego doświadczenia ludzkich i transcendentnych wzajemnych relacji oraz refleksji nad nimi (aż do rozwoju teologii Trójcy Świętej). Współcześni wierzący zdają się odczuwać coraz większą odpowiedzialność za Kościół (powszechne kapłaństwo, por. KK 31), co jest bez wątpienia zjawiskiem pozytywnym i pożądanym. Jednakże taką wspólnotą kościelną nie można rządzić, ale trzeba jej towarzyszyć w duchowym rozwoju, dokonującym się w licznych i zróżnicowanych formach życia kościelnego. To, czy Kościół będzie w przyszłości wierzący i żywy, zależy od akceptacji i wspierania pluralizmu oraz jego liturgicznego świętowania (Eucharystia), a także od tego, czy w ramach takiej wielości powstaną wspólnoty świadome swego obowiązku „czuwania nad ogniem”, by nie wymknął się poza granice prawdziwej kościelności. Pluralizm i troska o jedność z prawdziwym Kościołem są do pogodzenia, jeśli zaakceptują kościelny urząd, który z kolei otwiera przestrzeń dla wielości i różnorodności, wspiera ją, jej towarzyszy i szuka dróg powiązania zróżnicowanej rzeczywistości kościelnej.

führen zu können. Sobald Koordinations- und Muskelkraft wieder vorhanden sind, kann der Mensch die Bewegung selbst ausführen. In diesem Sinne soll explizite wie implizite Bewusstseinsbildung eine pastorale und geistliche „Physiotherapie“ sein, die Menschen ermöglicht, ihre grundsätzlich vorhandene Fähigkeit, als geistliche Menschen und ihre Verantwortung als Kirche tatsächlich zu leben — mit aller Originalität und Phantasie.